

Idylle im freien Fall

Thomas Demand im Kunsthaus Bregenz

Thomas Demand baut in seinem Atelier Stiegenhäuser, Hausfassaden und Küchen, meist in Lebensgrösse, die er fotografiert und anschliessend wieder zerstört. Die Kunsthalle Bregenz zeigt unter dem Titel «Phototrophy» an die fünfundzwanzig Arbeiten, deren perfekt inszenierter Täuschung man gerne unterliegt.

Im Kunsthaus Bregenz inszenieren Künstler und Künstlerinnen seit Jahren originelle Interventionen, um der nüchternen Ästhetik des Gebäudes Paroli zu bieten. Auch Thomas Demand konzentriert wuchtig. Inspiriert von Mies van der Rohe, durchschneidet er den auf allen Seiten mit Sichtbeton umgebenen Raum ausgerechnet mit zwei riesigen, massiven Betonwänden. Beide hängen tonnenschwer an Seilen von oben herunter und enden unmittelbar über dem Boden schwebend. Ein raffiniertes Spiel mit der Gravitation. Selten wirkt Massives so leicht. Eine dieser Betonwände überzieht



Thomas Demand: «Küche», 2004, C-Print. (Bild pd)

Demand mit billigen Fototapeten, auf denen sich eine Waldlichtung ausbreitet, die unmittelbar eine optische Sogwirkung entfaltet. Wohin man auch schaut, überall ist ein Dickicht von grünen Blättern zu sehen, dicht belaubte Äste und in der Ferne da und dort ein Baumstamm. Das ganze Schauspiel ist von Sonne durchflutet, Dunst und Nebel scheinen der Tiefe zu entsteigen. Doch tritt man dem geheimnisvollen Szenarium näher, merkt man, dass irgendetwas wohl nicht stimmen kann. So als wäre dieses Dickicht eine perfekte Tarnung.

Vertrautes und Abgründiges

Augenblicklich tut sich der Gegensatz von Natürlichem und Künstlichem, von Vertrautem und Abgründigem auf. Ist die Abbildung dieser Waldlichtung möglicherweise gar nicht in der Natur entstanden? Und vermag diese grüne Oase nicht ein ähnliches Begehren zu wecken oder zu stillen wie die ebenso grossformatige «Paradies»-Serie von Thomas Struth, die er in verschiedenen Wäldern von Australien bis Bayern aufgenommen hat? – In beiden Versionen des Ausschnittes eines Waldes sehen wir ein dichtes, grünes Allover, ohne Tiere oder Menschen. Und in beiden Versionen sehen wir doch nichts als die Abstraktion eines Waldes. Dennoch öffnet sich die Illusion einer romantisch anmutenden Szenerie. Der französische Ethnologe Claude Lévi-Strauss bemerkte einmal treffend: «Es scheint mir, dass der Gegensatz Natur/Kultur weniger eine Eigenschaft des Wirklichen widerspiegelt als vielmehr eine Antinomie des menschlichen Geistes: Der Gegensatz ist nicht objektiv, es sind die Menschen, die das Bedürfnis haben, ihn zu formulieren.»

Der 1964 in München geborene und in Berlin lebende Künstler geht also nicht hinaus in die weite Welt, um Sujets zu fotografieren, sondern erbaute sich seine Wirklichkeit aus Papier und Pappe – meist in Originalgrösse – in seinem Atelier. Sind die rekonstruierten Welten, wie Badezimmer, Archiv, Büroräume, Etagenflur, Hausfassade mit Fenstern und Balkonen einmal geschaffen, werden sie mit der Grossbildkamera festgehalten und danach zerstört. Zu seinen «lebensgrossen Environments», wie Demand sein skulpturales Werk nennt, zählt auch seine erste Arbeit, das «Treppenhaus» aus dem Jahre 1995. Das Stiegenhaus mit weissen auf- und absteigenden Stufen und einem roten Geländer schuf der Künstler damals aus seiner Erinnerung an die eigene Schulzeit. Heute entnimmt er seine Bilder den Medien, mit denen wir ständig konfrontiert sind und die jene unweigerlich in ein kollektives Bildgedächtnis transformieren. Wer kann nicht ein Bild von Lady Dianas Todestunnel abrufen? Auch den hat Demand rekonstruiert.

Einer seiner in diesem Jahr entstandenen Räume der Erinnerung geht von Saddam Husseins Versteck im Irak aus, von dem in der Öffentlichkeit die «Devil's Kitchen» als authentisches Abbild des Bösen gezeigt wird. Insofern nennt Demand seine Ausstellung «Phototrophy», stellen doch seine Fotografien letztlich Trophäen aus dem Archiv medial vermittelter Bilder dar. – Demand scheint eine erfolgreiche Methode für seine künstlerische Darstellung gefunden zu

haben, mit der er den gordischen Knoten von Bildhauerei und Fotografie gelöst hat. Im Atelier kann er eine dreidimensionale Bildrealität, die er durch den Akt des Fotografierens wieder in die Zweidimensionalität katapultiert, verblüffend ähnlich simulieren. Ein Circulus, der sich bewährt hat. Nicht zufällig zeigt eine seiner Fotografien das Modell einer Fabrik, auf der mit grossen Lettern sein Name wie das Markenzeichen eines Unternehmens prangt.

Im Dialog mit den Materialien

Die emsige Arbeit in der Fabrik «DEMAND» erfolgt noch wie in guten alten Zeiten. Die monumentale Waldlichtung enthält Tausende von Blättern, und jedes einzelne Blatt wurde händisch an Blumendraht geklebt. Lévi-Strauss führt alle Kultur auf eine Grundtätigkeit des «Bastelns», die «Bricolage», zurück. So legt das skulpturale Projekt von Thomas Demand Zeugnis ab von dem uralten Prozess des Hervorbringens von Formen im Dialog mit den Materialien. Dass aber darin eine leicht zu übersehende Abgründigkeit liegt, ist der geschickt installierte Trick Demands. Es geht um den tiefen Riss zwischen dem abbildenden Werk und der abgebildeten Natur, um die Auflösung jenes Bandes, das seit je die Nachahmung garantierte. Mit anderen Worten: Mit der Lösung des gordischen Knotens hat er – ganz im Stillen – auch die Mimesis verabschiedet.

Gabriele Schor

Thomas Demand. Phototrophy. Bis 7. November. Kunsthaus Bregenz. Katalog (Schirmer/Mosel-Verlag) € 50.–.

Sind wir je so selbstbestimmt durch einen Theaterabend gewandert? So leichtfüssig und so bedeutungssättig zugleich? So abwechslungsreich und doch so zielgerichtet? Dreizehn Stationen bietet die theatrale Installation in den Räumen der Basler Kaserne, und die Zuschauer entscheiden selber darüber, welche Route sie wählen, wie lange sie wo verweilen und wohin sie vielleicht gerne zurückkehren, um es ein zweites Mal zu sehen. Die Kaserne mit ihren neu unterkellerten Eingeweiiden erweist sich als ideale Gelände dafür. Da ruft der Muezzin im Treppenhaus, das zur kleinen Moschee im Dachstock führt. Im Heizungskeller hat sich hinter Plexiglas ein Bürochef mit seinen drei Lakaien eingerichtet, und wie im Zoo schauen wir dem heftig nach Sinn suchenden Unsinn treiben zu (Text: Katrin Röggla). In der engen Kammer daneben: Ein Mensch



Samuel Streiff mit Topfpflanze im Büro. (Bild Anke Häkell)

Kreativer Umgang mit Musik

Das Education-Programm der Berliner Philharmoniker

Seit zwei Jahren üben sich Berlins Philharmoniker auch als Musikpädagogen. «Education» heisst das Zauberwort, das dem Verfall des Musikunterrichts in den Schulen und einem möglichen Vergreisen des Konzertpublikums entgegenwirken soll.

Spektakulär begann es, als Orchesterchef Simon Rattle in der «Arena», einer riesigen Halle im Bezirk Treptow, den Einsatz gab für Strawinskys «Sacre du printemps» und eine Schar von fast zweihundertfünfzig Schülerinnen und Schülern eine Performance unter der Leitung von Royston Maldoon tanzte vor zweitausend Besuchern. Ein soeben angelaufener Film, «Rhythm Is It!», dokumentiert dieses Ereignis. Eingestimmt worden waren die Jugendlichen in Workshops auch auf die Musik; unter Leitung des inzwischen nach England zurückgekehrten «Geburtsheifers» Richard McNicol improvisierten sie zusammen mit einzelnen Philharmonikern über Themen aus Strawinskys Partitur. Zuwendungen der Deutschen Bank haben dieses zeitgemäss Zukunft@BPhil genannte Projekt zunächst für drei Jahre ermöglicht. Inzwischen hat das Geldinstitut seine Unterstützung für weitere fünf Jahre offeriert.

Wie klingen Wale?

Um Strawinskys «Petuschka», um Heiner Goebbels und seine «Surrogate Cities», um Britens «War Requiem» und Ravels «Daphnis et Chloé», um György Kurtág und György Ligeti kreisten weitere Projekte. Inzwischen ist man bei Nummer 17: «Meeresrauschen». Als Basis dienten Szenen des im Januar uraufgeführten Films «Deep Blue», dessen Soundtrack die Philharmoniker einspielten. Tiere und Vögel des Meeres waren da in atemberaubenden Aufnahmen zu bewundern. Nun durften Sechstklässler dreier Berliner Grundschulen mit Hilfe von allerlei Geräuscherzeugern, Flöten, Harfen und Xylophonen sich ausdenken: Wie «klingen» Wale und Töpel, surfende Delphine und emsig schürfende Krabben, seltsam blinkende Tiefsee-Quallen und aufs Eis segelnde Pinguine. Je zwei Orchestermusiker assistierten den Kindern. Den Workshop leitete der Geiger Aleksandar Ivic. Grösstes Problem immer wieder: die Kinder in ihrem Bienenschwarm-Treiben zu gelegentlichem Innehalten zu bewegen. Aber, sagt die Lehrerin Madlen Gericke von der Lenau-Grundschule in Kreuzberg: «Die können sich, wenn eine Aufführung losgeht, unwahrscheinlich gut konzentrieren; dann sind die voll da.» Es sei für sie jedes Mal wieder eine Überraschung – gerade bei Kindern, die sonst sehr fähig sind und leistungsschwach.

Für die Kinder selbst war es eine tolle Erfahrung. «Alles hat mir gefallen», meinte einer forsch. Aber auch Unbehagen wurde geäussert: Wenn sie «am Anfang nicht wussten, was wir spielen sollten». Oder dass ihnen auch einmal gesagt wurde, «was wir machen müssen, und es nicht unsere eigenen Töne waren». Dabei war es für den Workshop-Leiter Aleksandar Ivic fast das Wichtigste, dass die Kinder «immer das Gefühl haben, dass es ihr Stück ist»; dass sie möglichst selber entscheiden, wie das klingen soll. Zwar hatte man im speziellen Fall «Meeresrauschen»

schon einen professionellen Filmkomponisten beauftragt, eine kindgerechte Partitur zu schreiben. Aber, sagt Ivic, es ist nicht der Sinn, dass sie etwas reproduzieren, sondern dass sie «ihr eigenes Stück schaffen». Aufeinander hören, aufeinander reagieren – darauf kommt es an.

Improvisierende Philharmoniker

Schwer tut er sich damit nicht. Im Gegenteil. «Mir sind fast die sogenannten schwierigen Kinder lieber», sagt er. Zwar seien die zuerst weniger diszipliniert, aber sie hätten dann doch sehr viel Energie und Lust und seien viel direkter. Schwierigkeiten habe er eher mit den «zu braven, zu Ordnung erzeugenden Kindern, die sich nichts trauen». Wenn man aber die «Rabauken» für eine Sache gewinnt, habe man mit denen mehr Spass. Und wenn Kinder dann in einem Konzert erfahren, wie es sich anfühlt, «wenn alle still und diszipliniert sind ohne Zwang», dann seien sie «zu erstaunlichen Sachen fähig». «Es gab Kinder, die sich wirklich entdeckt haben», meint Claire Badiou, eigentlich Literaturforscherin, die ihr Cello hervorkramte, um an den Workshops des letzten Jahres teilzunehmen. Kinder bekommen «ein anderes Gefühl, wenn sie etwas Eigenes schaffen», sagt sie.

Verändert hat sich durch das Education-Programm aber auch einiges bei den Philharmonikern. Sie gehen mehr «in die Stadt», reagieren flexibler, «das Improvisieren öffnet ihnen einen neuen Zugang zur Musik», meint die Projektmanagerin Henrike Grohs. Etwa die Hälfte der Musiker hat bisher an Workshops teilgenommen, überwiegend die jüngeren. Dabei arbeitet man möglichst spartenübergreifend. Tanz, Film, bildende Kunst werden einbezogen. Alles wird dokumentiert und ausgewertet. Auch nach den Workshops werden die Kinder und Jugendlichen immer wieder zu speziellen Treffen oder zum Besuch von Generalproben eingeladen. Die Themen filtert man aus Schwerpunkten des Konzertprogramms, abgestimmt mit dem Chefdirigenten – im Fall «Meeresrauschen» einer Aufführung von Debussys «La mer». Simon Rattle leitet die jährlichen Scholorchestertreffen oder fungiert auch einmal als Pianist bei einem der Konzerte.

Besonders Anspruchsvolles plant man demnächst. Eine Musikerin des Ensembles Modern bietet Schülerinnen und Schülern des Carl-Philipp-Emanuel-Bach-Gymnasiums, einer Musik-Spezialschule in Mitte, Workshops anlässlich der Uraufführung eines Chorwerks von Mark-Anthony Turnage, «A Relic of Memory», mit dem Rundfunkchor. «Herzog Blaubarts Burg», der «Feuervogel» (als nächstes Tanzprojekt) und ein Kurs, der sich anhand von Musik Toru Takemitsus Japans Kultur nähern will, sind weitere Projekte dieser Saison. In Zeiten mieser «Pisa»-Zensuren für deutsche Schulen ein kleiner Trost.

Georg-Friedrich Kühn

Das Leben ist eine Sehn-Sucht

«Protect me from what I want» in der Basler Kaserne

(Michael Rath), ein Berg von Kleidern, eine Diawand mit wechselnden Bildern von Berühmtheiten und Nonames. Wie der Mann in der völlig stummen Szene mit dem Wechsel der Kleider in die verschiedenen Dia-Identitäten zu schlüpfen versucht, ist von einer sanften, berührenden Komik.

Einen Gang weiter: die U-Bahn-Station. Unklar, wer nun Spieler, wer Zuschauer ist – bis sich die Ausländer herauschälen, die sich in unserer Welt verkehrs- und arbeitstechnisch zurechtzufinden suchen. Ein paar Schritte nur, und wir geraten vom Aussen- in den Intimraum. Rechts ein Schlafzimmer mit Besatzung nach dreissig Jahren Ehe (Text: Hansjörg Schneider), links die beiden Jüngeren bei einem locker-verzweifelten One-Night-Stand (Text: Renata Burckhardt). Die Szene der Jungautorin gehört zu den Highlights

des Abends. Die kleinen Lügen und Verletzungen und die grossen, klein gehaltenen Sehnsüchte schieben sich hier unangestrengt zu feiner Doppelbödigkeit. Und machen im Kontrast den eher altbacken wirkenden Ehe-Krampf im Gegenzimmer wieder halbwegs erträglich. Man kann die Wege wählen, wie man will, im Ganzen wird man dieser dramaturgisch so klug wie spielerisch gedachten Mischung nicht entgehen: stumm und wortreich, jung und alt, sesshaft und nomadisierend, monologisch und dialogisch, innen und aussen, unten und oben, eng und weit, singend und malend – und immer sehn- und sonstwie süchtig.

Also hinauf in die weite Reithalle und gleich wieder hinein in die enge schwarze Box. Da sitzen zwei Junkies und berichten in hinreissender Nüchternheit von ihrem Alltagsstress. Die Texte beruhen auf authentischen Interviews, die Monika Neun mit Süchtigen geführt hat. Schlicht umwerfend, wie die beiden jungen Spieler (Kristina von Holt, Marco Zbinden) den Ton treffen, indem sie sich radikal zurücknehmen. Fiebrig nach innen. Und so geht's unter die Haut. Die luftigsten Glücksversprechen spart man sich am besten für den Schluss auf. Monika Neun schenkt ihnen die ganze Weite der Reithalle: Im Lichtkranz eine reiche Apfelernte wie aus dem Bilderbuch, auf einer Leiter sitzt die kleinwüchsige Christine Urspruch, lässt Seifenblasen platzen und jandelt sich von Brasilien bis zum lieben Gott, dass auch der Teufel seine Freude haben dürfte.

So leicht, so schwer. Mit ihrem Basler Raum 33 ist Monika Neun seit Jahren eine der aktivsten Förderinnen junger Theaterliteratur. Auch für dieses Projekt, in das sie anderthalb Jahre Vorbereitungszeit investierte, hat sie den meisten Autorinnen und Autoren direkte Aufträge erteilt. Alles keine Selbstverständlichkeiten in der freien Szene. Der grosse Aufwand hat sich mehr als gelohnt. In der Vielfalt gelingt der 37-jährigen Regisseurin eine Bündelung, die bei aller Offenheit sehr zwingend wirkt.

Alfred Schlienger

Kulturnotizen

Ein Kulturzentrum für Ground Zero. Der aus Kanada stammende kalifornische Architekt Frank Gehry ist mit dem Entwurf eines Kulturzentrums für Ground Zero in New York, das unter anderem ein Theater beherbergen soll, beauftragt worden. Gleichzeitig erhielt das norwegische Architekturbüro Snohetta den Auftrag für das Projekt eines Museumskomplexes auf Ground Zero. Die geplanten Kulturstätten gehören zum Masterplan für die Bebauung des Areals, auf dem bis zu den Anschlägen vom 11. September 2001 die Zwillingstürme des World Trade Center standen. (sda)